

# **Gehirn, Evolution, Religion**

## **- Präsentation einer neuen, interdisziplinären Perspektive**

Dr. Michael Blume  
beim „Forum Grenzfragen“  
der Akademie der Diözese Rottenburg- Stuttgart  
am 09.03.2007

[www.forum-grenzfragen.de](http://www.forum-grenzfragen.de)  
[www.blume-religionswissenschaft.de](http://www.blume-religionswissenschaft.de)

Ich danke herzlich, dass ich heute vor dem „Forum Grenzfragen“ und vor Ihnen als einem gemischten Team aus Theologen, Natur- und Geisteswissenschaftlern sprechen und mit Ihnen diskutieren kann. Und ich freue mich besonders, dass sich mit Prof. Urs Baumann auch einer meiner Universitätslehrer Mitglied im Forum ist, bei dem ich vor einigen Jahren die Magisterprüfung mit ablegen durfte. Und ich hoffe natürlich mit einigem Lampenfieber, dass Sie nach dem Vortrag Ihre damalige Abschlussnote nicht zurückfordern.

Die Einleitung über einen katholischen Theologen und Praktiker des interreligiösen Dialoges, der über Fragen der Wahrheit lehren kann und soll, gibt mir aber auch die schöne Gelegenheit, hier kurz die Besonderheit der Religionswissenschaft darzustellen. Denn mein zweiter Magisterprüfer und späterer Doktorvater war Prof. Günther Kehler, seines Zeichens Religionssoziologe und profilierter Religionskritiker.

Dass diese beiden sich bereit fanden, gemeinsam meine Arbeit über die Identitätsbildung junger Muslime zu begutachten, hatte nicht damit zu tun, dass ich als evangelischer Prüfling irgendwo in der Mitte zwischen katholischem Glauben und Atheismus verortet worden wäre. Es zeigt vielmehr die Chancen und auch die Grenzen des kleinen Faches auf, aus dessen Perspektive ich heute spreche.

Die moderne Religionswissenschaft verkündet selbst keine religiösen Wahrheiten, sondern erforscht und beschreibt ihren Gegenstand historisch und vergleichend. Ihre Ergebnisse müssen daher empirisch fundiert und also auch *unabhängig von bestimmten Glaubensannahmen* oder -erfahrungen nachvollziehbar sein. Religionswissenschaftliche Fragen sind daher „Grenzfragen“ zwischen den Disziplinen, einschließlich der reflektierten Begrenzung der eigenen Wertungs- und Deutungsansprüche.

Die Religionswissenschaft beobachtet und verknüpft dabei Ansätze der Soziologie, Philologie, Theologie, Philosophie und verschiedener Regionalkunden immer wieder neu. Zunehmend öffnet sie sich aber auch dem Dialog mit den empirisch und historisch orientierten Naturwissenschaften wie der Biologie. Lassen Sie uns über eine neurologische Titelgeschichte der Katholischen Sonntagszeitung einsteigen.



Der Artikel selbst hieß „Gott und Gehirn: Wie Forscher staunen“ und stellte neuere Entwicklungen der sogenannten „Neurotheologie“ dar. Mir gefiel aber besonders das Titelbild, das der Schwabenverlag hierzu eigenständig ausgesucht hatte.

Wir sehen hier einen Mann, der mit einem Rosenkranz in der Hand zu beten scheint. Sein Daumen berührt die Stirn, vielleicht hat er darauf ein Kreuz geschlagen. Seine Augen scheinen geschlossen, seine Wahrnehmung nach innen gerichtet zu sein. Womöglich macht er also gerade eine nach innen gerichtete, religiöse Erfahrung.

Im Verlaufe des Vortrages möchte ich mich mit Ihnen an einer Antwort auf die ganz einfache Frage versuchen – auf die Frage: Warum? Warum tut er das? Warum tun Menschen, und, soweit wir bisher wissen, nur Menschen das? Könnten wir im Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften auch innerweltliche Erklärungen für dieses Phänomen finden, ohne zu bestreiten, dass es auch überweltliche Quellen, Gründe oder Ziele dafür geben könnte?

Im langjährigen Ehrenamt als Vorsitzender einer Christlich-Islamischen Gesellschaft, später auch in meinem Beruf, vor allem aber in vielen Informationsveranstaltungen nach dem 11. September begegnete ich dieser Frage immer wieder, vorgetragen mit hoher Entschiedenheit und Dringlichkeit. Denn für sehr viele Menschen in Europa, die in ihrem Leben kaum mehr religiöse Erfahrungen gemacht oder sich davon biografisch bewusst gelöst haben, stellte sich nicht mehr nur die Frage „wie“ Religion gestaltet werde. Ihnen ist Religion vielmehr gar nicht mehr „selbstverständlich“, sondern sehr rätselhaft und sie wollen auch innerweltlich nachvollziehbare Gründe auf die Frage hören: „Warum sind Menschen überhaupt religiös?“.



Fragen, die wieder und wieder gestellt wurden, lauteten zum Beispiel: Wäre die Welt ohne Religionen nicht viel friedfertiger? Ist es nicht eine Gefahr, wenn sich Menschen rund um den Globus als besonders erwählt betrachten und daraus ableiten, sie müssten anderen ihre Wahrheit aufzwingen? Sollten wir alle Religionen verbieten oder doch wenigstens strikt auf das Private beschränken? Würde nicht auch das Zusammenleben in unseren Städten viel einfacher, wenn die Leute aufhören würden, sich nach Bekenntnissen, Gebets- und Speisegeböten abzugrenzen? Warum orientieren sich Milliarden Menschen überhaupt an oft unverständlichen Geböten von Wesenheiten, deren Existenz niemand beweisen kann? Warum macht der Mann auf dem Bild das? Ist Religion irrational?

Ich gestehe: Mein Entschluss, über die damals aus den USA herüberschwappende „Neurotheologie“ aus religionswissenschaftlicher Perspektive zu promovieren, war nach Dutzenden entsprechender Veranstaltungen zunächst eher aus dem Wunsch nach Ablenkung geboren. Es war einfach herrlich, nach der x-ten Diskussion über Religion, Extremismus und Integration auch mal Neurologen über die Schulter zu schauen, biologisch verkürzte Religionsdefinitionen auseinander zu nehmen, über die Wirklichkeitskonstruktionen unseres Gehirns nachzusinnen und den diversen „Neurotheologen“ quer durch ihre religiösen Ansprüche, Gegenwartsdiagnosen und Erzählungen von prähistorischen Urhorden zu folgen. Ich gebe, obgleich Schwabe, also hiermit zu: Ich habe es aus Spaß getan. Und ich würde es wieder tun.

Doch interessanterweise stellten sich ab einem gewissen Punkt wieder die gleichen Fragen, nur auf einer anderen Ebene: Was geht in den Gehirnen religiös aktiver Menschen vor? Stellen die religionsbezogenen Fähigkeiten unseres Gehirns einen Schaden oder negativen Begleiteffekt anderer Talente dar - oder eine Begabung? Also wieder, jetzt im Rahmen der Biologie: Ist Religion irrational?

Es gab und gibt eine große Bandbreite von Antwortversuchen darauf. Auf der religionskritischen Seite haben sich vor allem der Neurologe Michael Persinger und der Zoologe Richard Dawkins einen Namen gemacht.



Nach Persinger resultierte Religiosität wesentlich aus epileptischen Mikroanfällen im Schläfenlappen. Das könne, so vermutet er, zu Hochstimmung und einer positiven Gesundheit beigetragen haben, sei im Übrigen aber ein Schaden und für den weiteren Bestand der Spezies Mensch eine Gefahr. Denn religiöse Menschen könnten unter dem Eindruck vermeintlicher Erwählung beispielsweise, wie Persinger warnt, Atombomben zünden.

Nach Dawkins wäre Religiosität wesentlich ein schädlicher Nebeneffekt der zwischenmenschlichen Nachahmung, die eigene, virenartige Informationseinheiten, so genannte Meme, hervorgebracht habe. Was mit gegenseitigem Lernen und elterlichen „Geboten“ an die Kinder angefangen habe, habe sich jetzt zu „Memplexen“ ausgewachsen, die „befallene“ Gehirne dazu brächten, alles mögliche zu glauben und zu tun, was der Weitergabe der Meme diene.

Auf der religionsaffirmativen oder genauer pantheistischen Seite ist vor allem Andrew Newberg bekannt geworden. Er vertritt die These, dass meditative Versenkung (im präfrontalen Cortex, dem vorderen Bereich des Stirnlappens) zu einer Informationsunterbindung in Bereichen des Orientierungsfeldes im Hinterhauptlappen führt. Dies führe zu glückhaften Entgrenzungserfahrungen, die gesund sind, optimistischen Tatendrang fördern und auf ein real erfahrbares, „absolutes Einssein“ verweisen. Entsprechend ist nach Newberg die Mystik Ursprung und Quelle aller (!) wahren Religion. Der zwischen Gott, Natur und Mensch unterscheidende Monotheismus sei dagegen eine unvollständige und potentiell aggressive Rezeption des absoluten Einsseins.

So reizvoll und anregend diese Ansätze sind, zeigen sie bei näherer Untersuchung nicht nur methodische und begriffliche Probleme. Sie vermögen vor allem Religiosität noch nicht umfassend zu beschreiben. Stattdessen wird Religion hier zunächst stets auf wenige bestimmte Merkmale reduziert - und dann in einem Zirkelschluss diese reduzierte Form neurologisch hergeleitet.

Die Herkunftserzählungen bleiben unbelegt und es fehlt jede gegenwartsbezogene Empirie, die den vermuteten Schaden oder Nutzen nachweisen würde.

Betrachten wir dazu noch einmal das Titelbild. Der Mann benutzt eine Gebetskette und damit einen rituellen Gegenstand, der zusammen mit bestimmten Ritualformen zunächst im indischen Bereich belegt ist, dann von Muslimen adaptiert wurde und schließlich ab dem 11. Jahrhundert in christlichen Kontexten erscheint. Gerade „wenn“ wir annehmen, dass sich mit rituellen Gebeten neurologisch beobachtbare Erfahrungen verbinden, so ist doch hier schon eine historische Entwicklung zu sehen, in der bestimmte Gebetstechniken und Hilfsmittel nicht am Anfang aller Religion stehen, sondern einander befruchten und erweitern. Hinzu kommt, dass diese ähnliche Gebetsform mit ganz verschiedenen Inhalten verbunden wird: mancher indische Mystiker möchte das Ich im Brahman auflösen. Der islamisch Betende ordnet sich ehrfürchtig dem unerreichbaren Gott unter. Der katholisch Betende lobpreist, segnet und verehrt die Menschenfrau und Gottesmutter Maria.

Und wir haben jetzt nur „eine“ religiöse Form untersucht, die sich vorwiegend im individuellen Gehirn auslösen lassen könnte. Aber wie steht es mit dem rituellen Bad von Hindus im Ganges? Der Pilgerfahrt, dem Niederwerfen des Muslims, in Reihen mit anderen Gläubigen? Dem Besucher einer christlichen Messe inmitten einer Menschenmenge in einem prachtvollen Gebäude, erfüllt mit Weihrauch und einer komplexen Liturgie, in deren Verlauf in Brot und Wein Leib und Blut Christi geschmeckt werden? Wir sprechen hier ja nicht von Sonderfällen, sondern von auch sozialen und den ganzen Körper einbeziehenden Ritualen, Lehren und Erfahrungen, die beispielsweise Christentum und Islam neben und vor der Entfaltung mystischer Meditationsübungen prägen.

Gerade wenn wir, wie alle vorgenannten „Neurotheologen“, annehmen, dass sich Religion auch im Verhalten ausprägt, so bleiben die eigentlichen Fragen also bisher noch unbeantwortet: wie interagieren Glaubenserfahrungen und Glaubensinhalte? Und wie wird aus beidem Verhalten? Am Ende der kritischen Durchsicht vielfältiger „Neurotheologien“ wundert es daher nicht mehr, dass immer mehr unterschiedliche Gehirnregionen mit religiösen Erfahrungen in Verbindung gebracht werden. Denn Reduktionen auf nur eine Erfahrung und nur ein korrespondierendes „Gottmodul“ lassen sich empirisch und religionshistorisch nicht Aufrecht erhalten. Religion ist eine Ganzkörperangelegenheit - und eine soziale dazu.

Einen umfassenderen Ansatz vertrat da schon Max Weber mit seinem berühmten Bekenntnis, „religiös unmusikalisch“ zu sein. Wir können spontan überlegen, ob dieser Ausspruch vergleichbaren ‚Anklang‘ gefunden hätte, hätte sich Weber als „religiös unwirtschaftlich“ oder „religiös unsportlich“ bezeichnet. Und er wusste, von was er sprach, hatte er doch sowohl religions- wie musiksoziologisch gearbeitet und dabei bleibende Begriffe wie den des „religiösen Virtuosen“ geschaffen.

Die begriffliche Parallelisierung der Religiosität zur Musikalität, verstanden als komplexe, biologische Veranlagung, die dann in der Sozialisation zu Bündeln aus ganz unterschiedlichen Fähigkeiten und Erfahrungen wie Hören, Spielen, Tanz und Komposition ausgeprägt wird, wehrt eine vorschnelle Reduktion des Religionsbegriffes ab.

Und Musik lässt sich bisher genauso wenig abschließend definieren wie Religion oder Politik. Dies auch deshalb, weil ja gerade das kreative und kombinierende Element und das Erschließen auch neuer Techniken und Hilfsmittel immer wieder ganz unerwartete Phänomene eröffnet. Unsere Kinder und Enkel werden weder unsere musikalischen noch unsere religiösen Formen eins zu eins kopieren. Sie werden vielmehr, wie auch wir es getan haben, Altes und Neues verbinden und sich sogar hier und da bewusst gegenüber dem Etablierten und Definierten abgrenzen.

Ein besonderes Problem, vielleicht aber auch ein Entwicklungsweg der bisherigen Mem-Religion-These von Dawkins besteht darin, dass er selbst einräumt, dass das Gehirn zwischen den von ihm vermuteten „Memen“ auswählt. So verbreite sich ein eingängiges Musikstück erfolgreicher als ein disharmonisches. Selbst wenn wir annehmen, dass sich also auch Glaubenslehren, Gebets- und Liturgieformen „memetisch“ verbreiteten, so bliebe doch die Frage unbeantwortet, warum Anhänger verschiedener Religionen den Rosenkranz aus Indien aufnahmen, andere Techniken aber nicht. Hat unser Gehirn also nicht nur ein Gespür für musikalische Harmonie, sondern auch für religiöse? Erkennen wir Wahrheit daran, dass sie für uns stimmig ist, im Einklang mit uns steht, Musik in unseren Ohren ist, Saiten in uns zum Schwingen bringt?

Sie merken, wie die neurobiologischen Fragen zum Dialog mit den Geistes- und Sozialwissenschaftlern geradezu drängen. So haben Kognitionspsychologen längst begonnen, Befunde „intuitiver Ontologie“ zu verfolgen, nach denen beispielsweise schon Kleinkinder belebte und unbelebte Objekte unterscheiden und von Grenzüberschreitungen besonders fasziniert sind. Der Anthropologe Pascal Boyer hat dieses Konzept mit einiger Überzeugungskraft auf die Wahrnehmung transzendenter Wesen durch Kulturen angewandt. Denken wir nur an die Faszination des Todes -also des Übergangs von belebt in unbelebt- oder die Häufigkeit jenseitiger Wesen, in denen tierische und menschliche Grenzen aufgehoben werden.

Gleichzeitig stellt uns die musikalische Begabung unseres Gehirns auch vor die gleiche Frage, die wir auch der Religiosität stellen können: Wozu ist sie eigentlich da? Schadet oder nutzt sie? Und wie und warum ist sie in einem Evolutionsprozess entstanden? Wenn musikalische Fähigkeiten schon bei Vögeln und Walen einer Vielfalt von Funktionen wie der Wiedererkennung, der sozialen Kommunikation und Partnerwerbung dienen - könnte dann ähnliches auch für die Religiosität beim Menschen gelten?

Und damit haben wir bereits den aktuellen Stand der neueren, biologischen Diskussion von Religion erreicht. Wenn es Gott gibt, dann hat Er offensichtlich Sinn für Humor. Denn rapide setzt sich in der aktuellen Diskussion die Erkenntnis durch: wenn sich Religiosität als auch neurobiologische Veranlagung entwickelt hat - dann muss sie „bio-logisch“ Selektionsvorteile geboten oder mindestens begleitet haben. Der Umstand, dass keine historische Menschengesellschaft je längere Zeit ohne religiöse Formen ausgekommen ist und dass auch der erloschene Menschenzweig der Neandertaler seine Toten rituell bestattete, deutet sogar darauf hin, dass diese Vorteile sehr stark und global wirksam gewesen sein müssen.

Und so findet derzeit eine kleine Revolution des Verhältnisses zwischen Biologie und Theologie statt, die der Biologe und Philosoph Rüdiger Vaas in einer Titelgeschichte in „Bild der Wissenschaft“ vor wenigen Wochen eindrucksvoll dargestellt hat.



Noch einmal: Hier geht es nicht um die Frage, ob Gott existiert oder nicht. Innerhalb der Diskussion um die Evolution von Religion gibt es die unterschiedlichsten Ausgangsannahmen und Deutungen dazu. Aber auf empirischer Basis können Rüdiger und ich ebenso zu gemeinsamen Schlüssen über Religion gelangen, wie sich seinerzeit Prof. Kehrer und Prof. Baumann auf eine Note einigen konnten.

Und in diesem Feld sind es immer mehr Forscher, die trotz unterschiedlicher Glaubensannahmen kooperieren. Ausgerechnet die Evolutionsbiologie, die von einigen immer noch als antireligiös missverstanden wird, liefert uns nun eine gesicherte Basis, auf der wir die Auswirkungen religiösen Verhaltens gemeinsam empirisch untersuchen und beschreiben können.

Die biologische Version der Frage „Ist Religiosität rational?“ lautet dann: Dient oder schadet sie insgesamt der Weitergabe der Gene? Viele Geistes- und Kulturwissenschaftler erkennen diese Fragen in anderer Formulierung sofort wieder: Dient oder schadet Religiosität dem eigenen, dem verwandten, dem fremden Leben?

Ein Beispiel für eine ergiebige Kooperation auf diesem Feld bilden der Soziobiologe Eckard Voland, unter anderem aktiv im Beirat der religionskritischen Giordano-Bruno-Stiftung, und sein Schüler Caspar Söling, der sich neben der Biologie auch der Theologie widmet und unter anderem als persönlicher Referent des Bischofs von Limburg diente. Auf Tagungen und in Schriften präsentierten sie ein gemeinsames Modell evolutionärer Funktionen von Religion, in dem bereits verschiedene „Domänen“ des Religiösen erfasst und gebündelt werden.

Auch beziehen sie archäologische Befunde über ein dynamisches Auftreten von Religion neurobiologisch ein, indem sie davon ausgehen, dass sich vor etwa 60.000 Jahren verschiedene Funktionen des Gehirns neuartig vernetzt und so die Emergenz von Symbolik und Religion verursacht hätten.

## Biologische Fitness durch Religion?

	Ethik	Mythos	Ritual	Mystik
Angepasstheit	Sozialkompetenz	Sprachinstinkt	Handicap-Prinzip	Intuitive Ontologie
Funktion, evolutionärer Vorteil	Kooperationsgewinne	Soziale Identität, Gruppenbindung	Betrugsbekämpfung („Schwarzfahrerproblem“)	Kontingenzverarbeitung; Entscheidungsfindung

*Domänen menschlicher Psyche nach E. Voland / C. Söling 2004*

*(Bild Blume, nach Anregung Vaas)*

So formulieren sie: „**Mystik** beruht auf intuitiven Ontologien und dient der Kontingenzbewältigung und Entscheidungsfindung in einer fluktuierenden und ungewissen Lebenswelt. **Ethik** erhöht die Sozialkompetenz und ermöglicht Kooperationsgewinne in einer Welt persönlicher Nutzenmaximierer. **Mythen** dienen als Identität stiftende soziale Bindemittel der in-group/out-group Differenzierung und **Rituale** exekutieren schließlich das Handicap-Prinzip zur Etablierung verlässlicher moralischer Standards innerhalb der Gruppe.“

Ich halte diesen Ansatz für außerordentlich ertragreich, glaube aber, wir können sogar noch weiter kommen, wenn wir etabliertes Wissen aus Religionsgeschichte, Neurobiologie und menschlicher Demografie verknüpfen.

Fangen wir mit Befunden der Archäologie an. Während einige Interpreten bereits in der Spätzeit des Homo erectus vor etwa 300.000 Jahren erste Spuren von Religiosität erkennen wollen, dürfen Gräberfunde sowohl bei Homo sapiens wie auch bei Homo neanderthalensis ab einem Zeitraum von etwa 100. - 120.000 Jahre als gesichert gelten. Beachten Sie bitte auch, welche Fragen beispielsweise der Altsteinzeitler Gerhard Bosinski mit diesem Phänomen verbindet. Er schreibt:

### Ab wann Religiosität?

**Die ältesten Gräber der Geschichte kennen wir aus dem späten Mittelpaläolithikum. Die sorgfältige Bestattung der Toten ist eine ganz unnütze Sache und bringt keinerlei Vorteil, wie Avraham Ronen schreibt. Die Anlage von Gräbern und Friedhöfen ist deshalb wohl nur in der Auseinandersetzung mit der menschlichen Existenz und mit der Vorstellung von einem Leben nach dem Tode denkbar.**

*Gerhard Bosinski, in: Welt- und Kulturgeschichte, Bd. I, Zeitverlag 2006, S. 94*



Die Frage, ob religiöse Vorstellung „etwas bringt“ oder irrational ist, stellt sich hier also schon ganz am Beginn eines langen Prozesses. Warum nehmen frühe Menschen die Kosten und auch Risiken des komplexen, wohl auch rituellen Umgangs mit toten Körpern auf sich? Warum bestatten sie Körperteile getrennt oder mehrfach und geben Toten auch noch kostbare Grabbeigaben, wie beispielsweise Werkzeuge, mit ins Jenseits?

Gegen einen evolutionsbiologischen Unfall wie beispielsweise eine spontane Mutation einzelner Gene spricht, dass mit Sapiens und Neandertalern zwei seit Jahrzehntausenden getrennte Menschenpopulationen damit anfangen, zuletzt möglicherweise sogar in kultureller Wechselwirkung zueinander.

Denkbar sind auch psychologische oder theologische Deutungen: die Menschen könnten die Unausweichlichkeit des eigenen Todes verstanden und die daraus folgende Angst kompensiert haben. Oder ihre Gehirne könnten komplex genug geworden sein, um die ersten Ahnungen einer jenseitigen Realität zu erfassen.

Beide Thesen können richtig sein, beantworten aber noch nicht die biologische Frage. Wenn nur Angst aufwändig kompensiert wurde - warum setzten sich nicht jene Menschen durch, die weniger oder keine Angst hatten und also weniger Aufwand zu deren Überwindung betreiben mussten? Und wenn entsprechende Wahrnehmungen aus dem transzendenten Bereich zu biologisch nutzlosen Kosten geführt hätten - warum haben sich dann nicht jene durchgesetzt, deren Gehirne „religiös unmusikalisch“ diese hätten vermeiden können? Warum breiteten sich religiöse und schließlich symbolische Formen stattdessen immer dynamischer aus?

Die Neurobiologie stellt aber nicht nur solche Fragen, sondern sie beschert uns auch eine Spur zu ihrer Beantwortung, die wir gewöhnlich bei uns tragen: unsere Schädel.



Wenn Sie links die Form unseres menschlichen Schädels mit denen enger tierischer Verwandter vergleichen, fallen zwei Unterschiede sofort ins Auge.

Einmal geht es um das Gehirnvolumen, das beim Menschen mächtig zugelegt hat. Zum anderen aber hat sich unsere Stirn über die vorspringenden Augenwülste gewölbt. Sowohl die Menschenaffen wie auch der rechts abgebildete Homo erectus hatten bereits einen Schläfenlappen, in dem sich Mikroanfälle hätten ereignen können und einen Hinterhauptlappen mit Orientierungsfeldern. Was sich nach Homo erectus sowohl bei Neandertalern wie auch bei Sapiens dynamisch entwickelte, war der Stirnlappen und hier besonders der sich über die Augen schiebende, präfrontale Cortex, im folgenden Bild rot dargestellt.



Auch bei Newberg war dies die Region gewesen, in der der Meditationsvorgang stattfand und die Informationsweitergabe an das Orientierungsfeld unterband.

Aber lassen Sie uns auch noch einmal das Anfangsbild des religiös aktiven Homo sapiens betrachten. Es ist natürlich keinerlei Beweis und könnte statt an feinen Erfahrungen intensiver Gehirnaktivität auch einfach an der leichten Erreichbarkeit liegen: aber Christen schlagen ihre Kreuze nicht am Schläfenlappen, sondern beginnend auf der Stirn. Und auch Hindus zeichnen hier das „dritten Auge“, die buddhistische Erleuchtung erstrahlt von hier, hierhin führen Yogis die Shakti-Kraft. Mit der Stirn berühren Muslime beim Ritualgebet den Boden und Sikhs das Tuch der heiligen Schrift und auf ihre Stirn binden Juden Gebetskapseln mit Schriftversen.

Neurobiologen können seit längerem recht genau erklären, was der präfrontale Cortex unter anderem leistet: mit ihm integrieren wir Informationen, unter anderem auch zu unserer biografischen Identität und wir üben Impulskontrolle aus. Schon Freud vermutete deshalb hier den Sitz des Über-Ich. Willensentscheidungen wägen wir vor allem hier ab und intensive Konzentration wie bei Gebet, Meditation oder auch Lesung wird von intensiver Tätigkeit des Cortex begleitet und wohl auch gesteuert. Menschen, die an der sog. Pick-Atropie am medial präfrontalen Cortex erkranken, tendieren unter anderem dazu, politische wie religiöse Überzeugungen sprunghaft zu wechseln.

Lassen Sie mich von einem jungen, aufstrebenden Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts erzählen, der eine persönliche Tätigkeit festgehalten hat, in der die Fähigkeiten seines präfrontalen Cortex zum Einsatz kam.

Er legte sich ein Blatt Papier zurecht und betitelte es: „**Das ist die Frage**“.

Dann listete er unter „Nicht heiraten“ Argumente auf: „Freiheit, zu gehen, wohin man will – die Wahl der Gesellschaft, auch möglichst wenig davon. Unterhaltung mit klugen Männern in Clubs. – Kein Zwang zu Verwandtenbesuchen und zum Nachgeben in jeder Kleinigkeit – die Kosten und Sorgen, die Kinder bedeuten, fallen weg – vielleicht Streitigkeiten – Zeitverlust“. Weiterhin befürchtete er, nicht „alle meine Arbeit erledigen“ und „nie Französisch lernen“, „nie den Kontinent“ und „Amerika“ zu bereisen und nie „eine Ballonreise machen“ zu können.

Unter „Heiraten“ schrieb er: „Kinder (wenn es Gott gefällt) – ständige Gesellschaft (Freund im Alter), die sich für einen interessiert.“

Und schließlich kam er zu einem Entschluss und notierte: „Mein Gott, es ist unerträglich, sich vorzustellen, ein Leben lang nur wie eine geschlechtslose Arbeitsbiene zuzubringen, nur Arbeit, Arbeit und nichts sonst. – Nein, nein, das geht nicht. Stell Dir vor, den ganzen Tag allein in einem rauchigen schmutzigen Londoner Haus zu leben. – Mal Dir nur eine nette sanfte Frau auf einem Sofa aus, ein gutes Feuer im Kamin, Bücher und Musik vielleicht... Heirate – heirate – heirate.“

Der Name des Wissenschaftlers, der sich nach penibler Abwägung und unter mehrfacher schriftlicher Anrufung Gottes doch noch für Heirat und Kinder entschieden hatte – war Charles Darwin.

Er demonstrierte uns damit 1838 eindrucksvoll, was der moderne Mensch im Regelfall zur erfolgreichen bzw. mehrfachen Fortpflanzung im Gegensatz zu allen Tieren benötigt: Entschlüsse. Und interessanterweise taucht auch in seinen diesbezüglichen Aufzeichnungen Gott zweimal auf: einmal bei den Kindern und zum zweiten einleitend zur Bekräftigung seines Heiratsentschlusses.

Das Institut der Ehe aber verweist auf die andere, große Notwendigkeit menschlicher Reproduktion: eines Partners bzw. einer Partnerin, die die gleichen Entschlüsse mitzutragen bereit sein sollten. Im Regelfall ist Fortpflanzung von freien Menschen ein Ergebnis einer besonderen, oft leidenschaftlichen Form von Kooperation nach beidseitiger Zustimmung.

Wenige Tage später besuchte Darwin daher seine Cousine Emma Wedgwood und unterhielt sich lange mit ihr und seinem Onkel. Emma war eine tiefgläubige Christin und legte Wert darauf, dass auch ihr zukünftiger Mann es war – was auf den jungen Charles (noch) zutraf. Sie heirateten ein halbes Jahr später und bekamen insgesamt zehn Kinder.


Emma hätte übrigens gerne nach der fünften Geburt erst einmal aufgehört, als fromme Christin und Frau ihrer Zeit aber ordnete sie sich den Wünschen ihres zunehmend an Gott zweifelnden Mannes unter. Dieser beschrieb seine biografische Weichenstellung später in seiner Autobiographie. Randal Keynes griff das Ereignis 2001 in einem eigenen Buch auf - er ist einer von den Ururenkeln, der nicht geboren worden wäre, hätte sich sein Vorfahr an jenem Tag anders entschieden.

Das gleiche Gehirn, das unsere Vorfahren zur Vorausplanung und durchdachten Entscheidungen befähigt hat, stellt uns - und nur uns - damit auch vor eine Aufgabe: Wir müssen „Ja“ zum Leben sagen. Wir erkennen Kosten und Risiken, aber auch Belohnungen und Altersversorgung, die uns Nachkommen bescheren.


## Evolution und Demografie

*Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben.*


- Johann Peter Süßmilch 1761



T.R. Malthus  
(1766-1834)



C. Darwin  
(1809-1882)



A. R. Wallace  
(1823-1913)

„Religion ist der Rubikon der Hominisation.“ – Ulrich Lüke 2004

Bevor wir nun also in die menschliche Demografie eintauchen, lohnt ein kurzes Innehalten. Denn interessanterweise zeigt ein Blick in die Geschichte dieser Wissenschaft, wie sehr sie von Anfang an mit religiösen und weltanschaulichen Fragen verknüpft war.

So stammt eines der ersten und wegweisenden demografischen Werke aus der Feder eines sächsischen Theologen und Propstes der evangelischen Kirche, der in Beziehung zu anderen großen Geistern seiner Zeit wie Lessing und Kant stand. Über ein Jahrhundert vor Charles Darwin erarbeitete Johann Peter Süßmilch auf Basis solider Daten ein optimistisches Bild der menschlichen Demografie aus, in deren Gesetzen er sogar einen Beweis göttlicher Ordnung zu erkennen glaubte.

Und es war wieder ein christlicher Theologe, der Anglikaner Thomas Robert Malthus, der sechzig Jahre später unter Verkürzung einiger von Süßmilchs Tabellen das so genannte „Bevölkerungsgesetz“ entwarf – eine pessimistische Version menschlicher Demografie, die im sich angeblich zwanghaft vermehrenden Armen und Fremden eine Bedrohung und ein Zeichen von Unmoral sah und beispielsweise direkt zur Einschränkung der englischen Armenfürsorge beitrug. Wissenschaftlich gesehen war und ist Malthus Bevölkerungsgesetz ein empirisch nicht gedeckter Rückschritt, erfreute sich aber lange großer Popularität zur Legitimation politischer Forderungen.

Tragischerweise übernahm ein dritter Denker mit auch theologischem Studium, Charles Darwin, eine sogar zugespitzte Version Malthus' in seine Evolutionstheorie des Menschen. Der Mensch wurde so zu einer sich „automatisch“ vermehrenden Gattung wie andere Tiere auch – und der unbarmherzige Kampf um das Überleben zwischen Personen und Gruppen zur vermeintlichen Natur. Verschiedentlich äußerte Darwin selbst Zweifel an diesem Ansatz, zumal die demografischen Daten seiner Zeit und auch seine eigenen Beobachtungen an „wilden“ Völkern der Theorie nicht entsprachen. Doch statt die These zu überprüfen, verfiel Darwin selbst und ein Großteil seiner Schüler in einen demografischen Pessimismus, der schließlich in „darwinistische“ Forderungen an Politik und Staat mündete, massiver in die menschliche Reproduktion einzugreifen und vor allem die Fortpflanzung vermeintlich untauglicher Menschen zu unterbinden.

Oft wird behauptet, es habe damals einfach keine denkerischen Alternativen zu diesem Ansatz gegeben. Das ist so nicht richtig und hat interessanterweise wieder mit Religion zu tun.

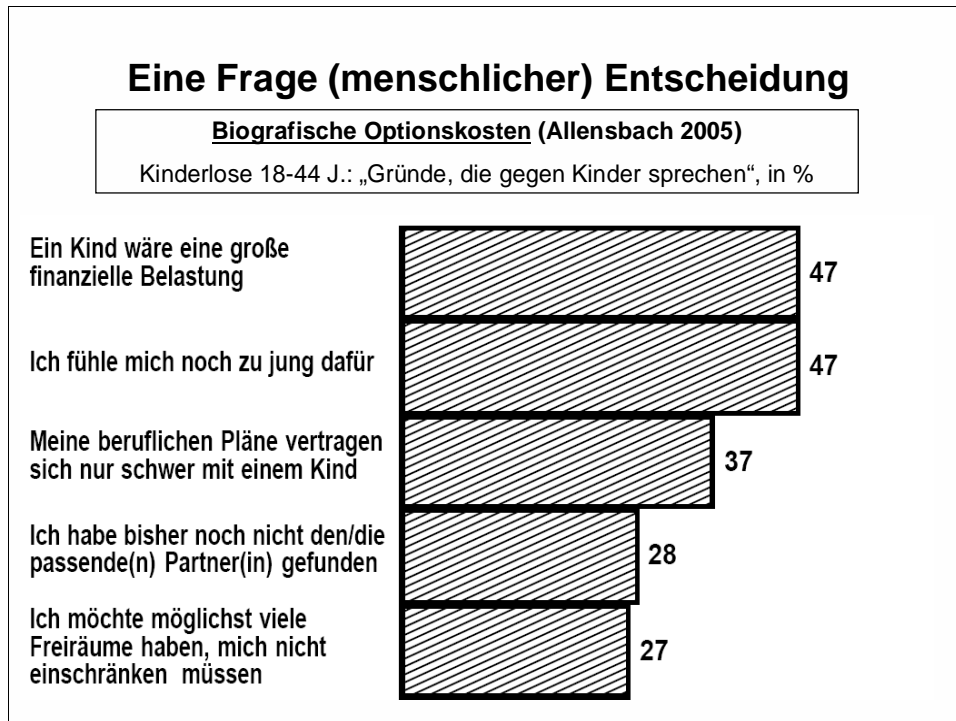
Der fast vergessene Mitentdecker des Evolutionsprinzips, Alfred Russell Wallace, wandte sich zunehmend entschieden gegen dem Malthusianischen Entwurf und diskutierte auch mit Darwin leidenschaftlich darüber. Wallace argumentierte, aus heutiger Sicht demografisch übrigens völlig richtig, dass Bevölkerungsexplosion nicht unausweichlich sei, sondern mit zunehmender Bildung, Freiheit und Wohlstand abnehme. Dadurch käme aber auch die Evolution nicht zum Erliegen, übten doch die Frauen sexuelle Selektion, „female choice“, „Damenwahl“, aus.

Es war im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert leicht, Wallaces Forderungen lächerlich zu machen. So forderte er unter anderem die Gleichstellung von Mann und Frau, das Frauenwahlrecht sowohl in Politik wie Ehe und Familienfragen, Frieden, einen Sozialstaat, gemeinsame Schulen für Kinder aller Schichten und allgemeine Ausbildungszeiten bis Mitte 20. In einem seiner letzten Interviews kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs verwarf er den Malthusianismus noch einmal als „größte aller Täuschungen“, erklärte, dass Kriege keinesfalls zwingend zur menschlichen Natur gehörten und wandte sich leidenschaftlich gegen sozialdarwinistische und rassistische Forderungen der „Eugenik“, ohne deren schrecklichen Verlauf der folgenden Jahrzehnte aufhalten zu können.

Unter den vier Genannten war der aus eher ärmlichen Verhältnissen stammende Wallace übrigens der einzige, der nie Theologie studiert hatte. Während aber Darwin zunehmend zweifelte und schließlich zum Agnostizismus tendierte, betrieb Wallace seine Forschungen zunehmend religiös. Er kam zu der Überzeugung, dass spirituelle Wesen und Kräfte die Evolution steuern würden und versuchte, diesen in spirituellen Sitzungen auf den Grund zu gehen. Damit trug er natürlich nachhaltig zu seiner wissenschaftlichen Marginalisierung bei und wird heute teilweise auch noch von Protagonisten der Intelligent-Design-Bewegung vereinnahmt.

Aber ich bin mir recht sicher, dass Wallace heute großes Interesse an Neurobiologie gehabt hätte und womöglich bereit gewesen wäre, eher hier als in spiritistischen Sitzungen nach der Rolle von Religion in der Evolution und menschlicher Demografie nachzudenken. Das Forum Grenzfragen hätte ihn sicher fasziniert.

Ich möchte diesen kurzen Ausflug in die Geschichte der Demografie und Evolutionstheorie also mit dem Appell beenden, dass die enge Verbindung von demografischem, evolutionärem und theologisch-weltanschaulichem Denken wieder diskutiert werde. In der Demografie und erst Recht der Evolutionstheorie erfährt sich der Mensch als von der Natur geprägtes, statistisch sogar bis in intimste Entscheidungen hinein determiniertes Wesen. Er wird in eine schwindelerregend große Kette des Lebens gestellt und es wird ihm gesagt, nach welchen Gesetzen sich tausende von Generationen vor ihm entfaltet hätten und ihn und seine Nächsten bestimmen würden. Dankenswerterweise gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Theologen, ich nenne Ulrich Lücke, die sich dieser Herausforderung stellen. Aber wenn ich einen Wunsch an die Theologien frei hätte, dann wäre es der, wenigstens die heutigen Studentinnen und Studenten besser auch auf zukünftige demografische Diskussionen vorzubereiten, wie wir sie heute beispielhaft zwischen Bischöfen und Politikern auf manchmal zweifelhaftem Niveau erleben müssen.



Aber kehren wir zum Hauptthema zurück. Auf dem Schaubild sehen Sie eine TOP 5 der Ergebnisse einer Allensbach-Befragung, in der kinderlose Erwachsene zwischen 18 und 44 Jahren angaben, welche Gründe aus ihrer Sicht derzeit *gegen* Kinder sprechen.

Die finanzielle Belastung, also die wirtschaftliche Kostenabschätzung, nimmt mit 47 Prozent den Spitzenrang ein. Der gleiche Anteil der Befragten hält sich für „noch zu jung“, was schon mit 18 Jahren kaum auf die fehlende Geschlechtsreife verweisen dürfte, sondern auf die einzigartige Fähigkeit des Menschen, aufgrund bewusster Planung und Technologien die Zeugung von Kindern aufzuschieben. Wir können sogar „Lust ohne Last“ empfinden, wie ein Buch von Robert Jütte zur Geschichte der Empfängnisverhütung deutlich betitelt wird.

Die dritthäufigste Antwort verweist mit 37% auf die schwere Vereinbarkeit von Kindern mit „beruflichen Plänen“ - also die Gefährdung von Arbeitsplatz oder Karriere durch die Bindung an Kinder. Auf Rang vier mit 28% treffen wir das Fehlen eines geeigneten Partners - also auf das Projekt Kind als Kooperationsmotiv.

In der umgekehrten Fragestellung benennen in der gleichen Studie sogar 84% Stabilität in der Partnerschaft als Voraussetzung für Kinder. Und prompt glauben nur 40% der in einer Partnerschaft lebenden Kinderlosen, dass ihre derzeitige Partnerschaft hält, immerhin 52% der Eltern und sogar 72% derjenigen, die drei oder mehr Kinder haben.

Den Erhalt von „Freiräumen“ in einem weiteren Sinn benennen 27% als Hinderungsgrund. Auch in der modernen Demografie, die noch immer von der Wirtschaftswissenschaft dominiert wird, ist das Konzept der finanziell verortbaren „Opportunitätskosten“ durch weitere Entwürfe „biografischer Optionskosten“ unter Druck geraten. Denken wir an Rousseau, der seine Kinder nicht aus finanziellen Gründen im Waisenhaus beließ, während er seinen Erziehungsroman „Emile“ schrieb. Die Aufsicht und Erziehung von Kindern schließt oft andere Optionen aus.

## Reproduktion (Spieltheoretisch)

**Entscheidungsspiel**



**Kooperationsspiel**



**Beim Tier: Retrospektiv (Evolutionär Stabile Strategie)**

**Beim Menschen: Prospektiv (Menschliche Demografie)**

Spieltheoretisch betrachtet, ist die Fortpflanzung bei zweigeschlechtlichen Arten eine Kombination zweier Spiele. Zum einen geht es im Rahmen der „natürlichen Selektion“ um die Entscheidung, wie oft optimal in Nachwuchs investiert werden kann, ohne das eigene Leben und das bereits geborener Nachkommen zu gefährden. Eine Blaumeise, die zu viele Eier legt, bekommt vielleicht weniger Junge durch die Kindheit wie jene, die weniger Küken besser verpflegen konnte.

Das zweite Spiel findet im Rahmen der „Sexuellen Selektion“ statt, gerne auch „Damenwahl“ genannt. Denn die Zeugungsangebote durch Männchen sind bei den meisten Arten sehr viel größer als die Nachfrage durch Weibchen. Frauen haben daher die Chance, aus verschiedenen Partnern auszuwählen und sollten idealerweise solche erkennen, die einen guten genetischen wie vielleicht auch tatsächlichen Beitrag zum Aufzug der Kleinen leisten. Bei den Blaumeisen haben sich so die Gene jener Männer durchgesetzt, die sich an der Fütterung des Nachwuchses beteiligen.

Tiere spielen Reproduktion natürlich nicht vorausplanend, sondern retrospektiv - es setzen sich immer wieder jene Strategien genetisch durch, die bisher erfolgreich waren. Umso sicherer und reicher die Umwelt, umso mehr Nachkommen können gezeugt werden - genau das Verhalten, das Malthus dann fälschlicherweise auch dem Menschen zuschrieb. Bei Tieren geht daher jede größere Umweltveränderung mit verlustreichen Änderungen einher, bis die Tiere zur neuen Umgebung eine Evolutionär Stabile Strategie gefunden können.

Als aber der wachsende präfrontale Cortex Sapiens und Neandertalern die Gabe der Vorausplanung bescherte, veränderte sich unser Fortpflanzungsverhalten von Grund auf. Wir spielen Reproduktion prospektiv und können uns daher binnen weniger Generationen ohne biologische Umgestaltungen auf neue Umwelten einstellen.

Wildbeutervölker kennen komplexe Regulationen der Sexualität, pflanzliche und technische Verhütungsmittel und die Kindesaussetzung, um ihre Kinderzahl zu kontrollieren. Und weltweit regeln wir sexuelle Kooperationen von Männern und Frauen über die soziale Institution der „Ehe“, in der wir einander mit Blick auf die Zukunft allerhand versprechen.

Damit gilt für den Menschen: umso sicherer und reicher die Umwelt, umso mehr konkurrierende Optionen gibt es zum Kinderwunsch und umso weniger haben wir Bedarf an Schutz und Altersversorgung. Heute schrumpfen die Populationen wohlhabender Demokratien inmitten von nie erreichten Niveaus an Lebenserwartung, Sicherheit und Freiheit. Dabei scheint es zwei Wege zu geben, mehr Kinder zu erzielen. Der Staat kann die relativen Optionskosten der Kinder durch finanzielle Anreize und ein breites Angebot an Betreuung senken, wie in Frankreich oder den skandinavischen Ländern. Er kann aber auch dem freien Markt und hier besonders den Religionsgemeinschaften Raum geben wie zum Beispiel in den USA.

Denn jeder Demograf wird es Ihnen bestätigen: religiöse Vergemeinschaftung führt regelmäßig zu mehr Kindern. Die großen Familien zeitgenössischer US-Amerikaner beispielsweise in jüdisch-orthodoxen oder christlich-amischen Gemeinden, lassen sich ohne Bezüge zu Religion überhaupt nicht erklären. Und diese Gemeinschaften sind demografisch sogar so erfolgreich, dass sie auf jede aktive Mission verzichten und sogar Bewerber ablehnen können. Umgekehrt erlischt derzeit die Gemeinschaft der christlichen Shaker, die über zwei Jahrhunderte das Zölibat für alle Mitglieder vorschrieb und sich durch Mission und Adoption von Waisenkindern erhielt.

Ich behaupte also nicht, dass alle religiösen Überzeugungen und Religionsgemeinschaften gleichförmig zu mehr Kindern führen würden oder überhaupt evolutiv nützlich wären. Sondern ich behaupte, dass sich innerhalb der religiösen Vielfalt längerfristig immer wieder diejenigen Gemeinschaften durchsetzen werden, die sich auch reproduktiv optimal an ihre Umgebung angepasst haben und weiterhin flexibel bleiben.

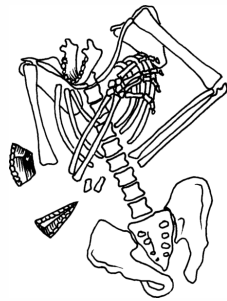
Die Amish blühen in Landgemeinden, setzen sich dort durchaus komplex mit Neuerungen auseinander, meiden aber das Leben in Metropolen. Orthodoxe jüdische Gemeinden, denen jahrhundertlang jede Mission verwehrt war, haben ihr Gemeindeleben reproduktiv erfolgreich an das Leben in Großstädten angepasst. Auch unter Christen und Muslimen sind die Groß- und Vorstädte zu Brutstätten neuer Gemeinschaften geworden, die Tradition und Moderne zu Kinderreichtum auf der Basis verbindlicher Glaubensregeln verknüpfen.

Die katholische Kirche verzeichnete über Jahrhunderte in Europa mehr Kinder als ihre evangelische Schwester. Viele Demografen stellten jedoch religionsbezogene Forschungen Anfang der 80er Jahre ein, als sich herausstellte, dass die katholische Kirche in den 60er Jahren diesen Vorsprung verloren hatte, obwohl ihre Sexuallehren eher verschärft worden waren. Erst heute dämmert uns, dass die Kinderzahl gerade deswegen absank, „weil“ die entsprechenden Lehren der Lebensumwelt nicht mehr angepasst waren und zunehmend ignoriert wurden. Ganz ähnlich ist es anderen zentralistischen Gemeinschaften wie den Zeugen Jehovas und der Neuapostolischen Kirche ergangen, die trotz früheren Kinderreichtums heutige europäische Familien schlicht überfordern und längst ebenfalls unter akutem Nachwuchsmangel leiden.

Schauen wir uns unter diesem Aspekt vor den aktuellen Daten aber noch einmal das Aufkommen von Bestattungen an. Wir haben gesehen, dass auf den ersten Blick kein biologischer Nutzen darin erkennbar war, dass Neandertaler und Sapiens plötzlich begannen, ihre Toten zu bestatten, ihnen Grabbeigaben beizulegen und etwa deren Köpfe mit sich zu führen, wie es bis heute nicht nur bei Wildbeutervölkern beobachtet werden kann.



## Menschliche Reproduktion (Ahnenerverehrung)



*Bestatteter Neandertaler  
(Karmel, Israel)*

- 1. Generationenkette**
- 2. Tote überwachen ggf. Verpflichtungen**
- 3. Nachkommen als „Jenseitsversorgung“**

Die zeichnerische Rekonstruktion zeigt, wie ein Skelett eines Neandertalers ohne Kopf, aber mit Grabbeigaben in einer Höhle bei Karmel bestattet wurde.

Wir können feststellen: schon die Sorge um die Ahnen an sich verortet den Verehrenden in eine Generationenkette, der er oder sie sich vielleicht verpflichtet fühlt. Wird die „Verpflichtung“ aber durch den Glauben unterstrichen, dass der Ahne als Wesen zwischen Dies- und Jenseits Sexualverhalten, Eheversprechen und das Wohlergehen der Kinder überwacht - dann kann sich das religiöse Investment biologisch mehr als auszahlen. Bis heute gehört es zu unserem kulturellen und vielleicht inzwischen sogar intuitiven Gruselwissen, dass wiederkehrende Tote Lebende bestrafen, Verpflichtungen einklagen, Aufgaben erfüllen oder sich generell rächen könnten. Gelegentlich helfen sie aber auch, leiten geliebte Menschen durch Lebenskrisen und beschützen sie.

Und eine nahe liegende Möglichkeit, Überwachung und Schutz durch die Ahnen in der familiären Erfahrung sichtbar zu vergegenwärtigen, könnte in der Mitnahme und eindrucksvollen Präparation des Kopfes sowie in der rituellen Kommunikation mit ihm bestanden haben - wie dies tatsächlich in vielen Kulturen bis heute geschieht.

Auch die Grabbeigaben machen unter dieser Perspektive völlig Sinn. Wer daran glaubt, im Jenseits auf Werkzeug und Speisen angewiesen zu sein, wird zu Nachkommen motiviert, die diese Pflichten erfüllen. Als Argument zusätzlich zur innerweltlichen Versorgung im Alter tritt dann die Versorgung im Jenseits, quasi eine transzendente Bekräftigung des Generationenvertrages in der direkten Familie.

Stellen wir uns also frühe Menschen vor, die ihre Toten mit aufwändigen Ritualen bestatten und besänftigen, ihnen kostbare Grabbeigaben übergeben und ihre Köpfe präparieren, mit sich führen, mit ihnen gebetsförmig sprechen und sie mit kleinen Opfergaben nähren, dann würde dies auch manchem heutigen Beobachter als irrational und unnützlich erscheinen. Aber wir dürfen annehmen, dass diese Menschen mit einiger Wahrscheinlichkeit mehr Kinder, stabilere Ehen und Gruppen erreichten als ihre säkularen Zeitgenossen.

Und bei steigender Bevölkerungsdichte und dem Bedarf, zunehmend auch zwischen Menschen ohne gemeinsam bekannte Vorfahren verbindliche Entscheidungen und Kooperationen für das Leben zu sichern, dürften sich neben oder auch statt der Ahnen abstraktere Geister, Göttinnen und Götter als Überahnen oder Tier-Mensch-Verbindungen entwickelt haben. Und schließlich, in und um Stadtkulturen mit einem durch die Schrift erweiterten, kulturellen Gedächtnis, dürften sogar Einzelprinzipien und schließlich ein alles wissender, liebender und richtender, absoluter Gott treten, der auch einer kleinen, halbnomadischen Anhängerschaft versprechen kann, dass ihre Nachkommenschaft einmal so zahlreich sein wird wie die Sterne.

Betrachten wir also empirisch das Verhalten zeitgenössischer Homo sapiens sapiens in freien Gesellschaften, die sich in Konfessionslose und eine Reihe verschiedener Religionsgemeinschaften unterteilen und –wenn sie religiös sind- ihren Glauben in den meisten Fällen am Gott Abrahams orientieren.

<b>BIRG &amp; FLÖTHMANN, Biographische Theorie der demographischen Reproduktion. Campus 1991</b>			
<b>Lebend- geburten / Frauen bis 31 J.</b>	<b>Konfess- ionslos</b>	<b>Konfession „weniger verbunden“</b>	<b>Konfession „stark verbunden“</b>
<b>Jahrg. 1950</b>	<b>0,8</b>	<b>1,4</b>	<b>1,7</b>
<b>Jahrg. 1955</b>	<b>0,5</b>	<b>1,1</b>	<b>1,5</b>

Um mit unabhängigen Daten anzufangen, die seit Jahren demografisch bekannt und unstrittig sind, verweise ich zunächst auf Daten einer Forschergruppe, die bereits 1991 im Rahmen einer größeren Studie in Deutschland auch die Zahl der Lebendgeburten von Frauen unter 31 Jahren nach Konfessionszugehörigkeit verglich.

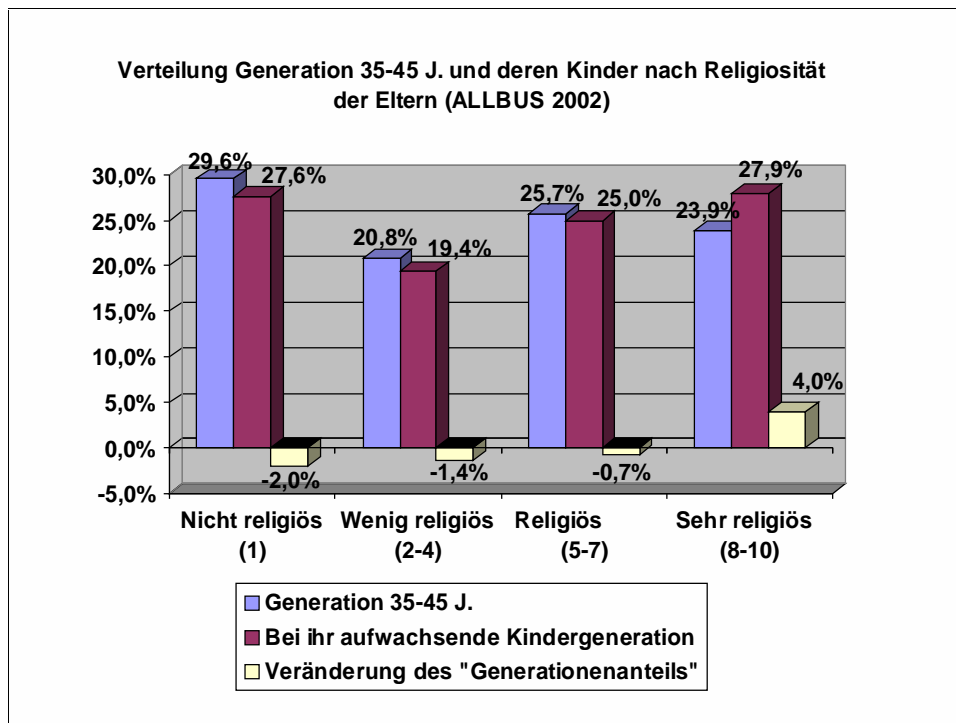
Das Ergebnis: konfessionslose Frauen des Jahrgangs 1950 verzeichneten bis 31 durchschnittlich 0,8 Kinder. Jene, die ihrer Konfession „weniger verbunden“ waren, erreichten bereits fast das Doppelte: 1,4 Kinder. Und jene, die sich ihrer Konfession „stark verbunden“ sahen erreichten 1,7 Kinder.

Bei den Frauen des Jahrgangs 1955 hatte sich das allgemeine Alter bei Geburten bereits erhöht und die durchschnittliche Kinderzahl gesenkt. Konfessionslose Frauen erreichten nun bis zum 31. Lebensjahr durchschnittlich 0,5 Kinder – minus 0,3 oder 37,5% gegenüber dem früheren Jahrgang. Die konfessionell wenig gebundenen Frauen bekamen 1,1 Kinder, real ebenfalls minus 0,3, aber prozentual damit nur 21,4%. Und die konfessionell stark verbundenen Frauen verzeichneten 1,5 Geburten, minus 0,2 oder minus 11,8%.

Eine vorsichtige Schlussfolgerung könnte also vermuten, dass religiöse Frauen nicht nur durchgängig einen höheren Kinderreichtum verzeichneten, sondern diesen auch besser gegen die Umweltveränderungen aus Freiheiten und Wirtschaftswunder verteidigen konnten als ihre konfessionslosen Geschlechtsgenossinnen.

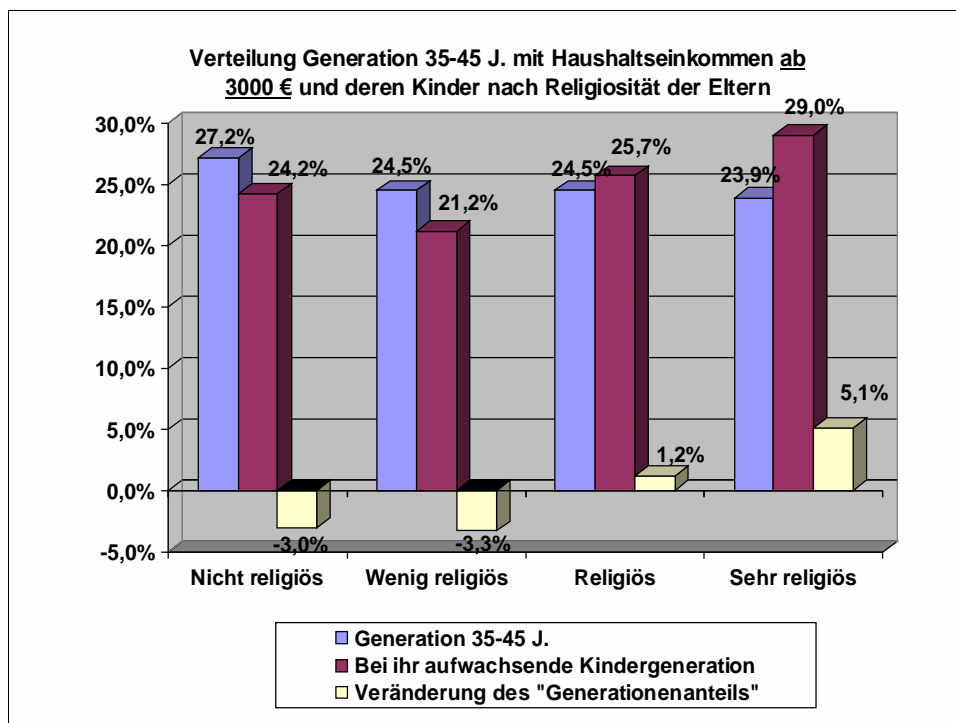
„Vorsichtig“ müsste diese Schlussfolgerung aber noch aus einer ganzen Reihe von Gründen sein. So wissen wir noch nicht, wie viele Geburten sich einfach über die Altersgrenze verschoben haben. Auch wäre möglich und sogar wahrscheinlich, dass ein größerer Teil der konfessionellen Frauen in ländlichen Regionen oder ärmeren Schichten sozialisiert worden sei, die von Bildungs- und Modernisierungsprozessen einschließlich der Emanzipation der Frauen und der Auflösung geschlossener Milieus weniger erreicht und geprägt worden seien.

An der Universität Tübingen werteten wir daher die Daten der deutschen ALLBUS-Studie 2002 im Bezug auf die Frage auf, wie viele Kinder Zeitgenossen aus Ost und West im Alter zwischen 35 und 45 Jahren verzeichneten, die gleichzeitig auf einer Skala von eins bis zehn ihre „Religiosität“ selbst eingeschätzt hatten.



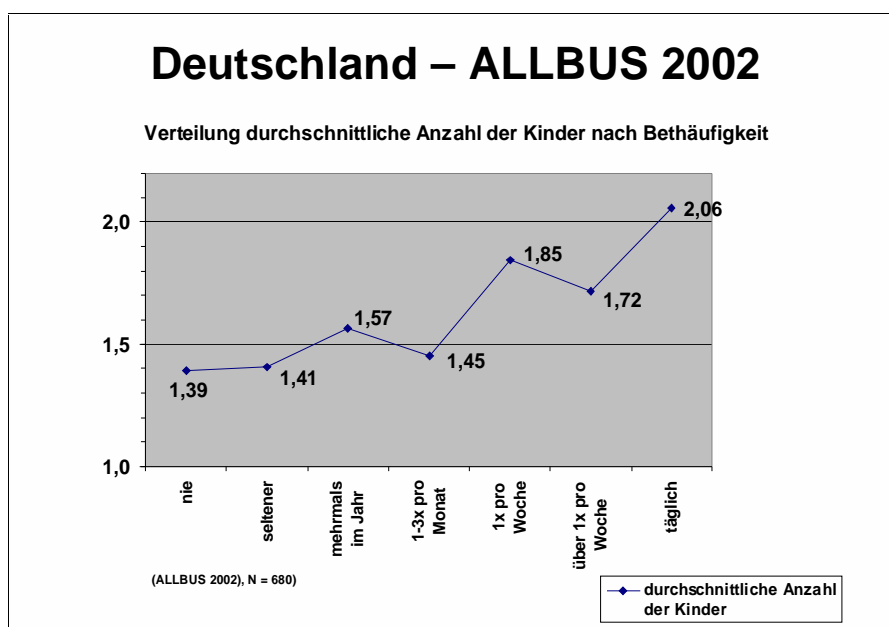
Aus den Ergebnissen: 29,6% der Befragten schätzten sich entschieden nichtreligiös ein. Auf diese entfielen aber nur 27,6% aller Kinder der Befragten. Ebenso verloren die wenig religiösen 1,4 Prozentpunkte und diejenigen im mittleren bis oberen Bereich 0,7 Prozentpunkte. Die einzige Gruppe, die ihren Anteil an der kommenden Generation steigern konnte, waren diejenigen, die sich sehr religiös einschätzten. Auf nur 23,9% der Befragten entfielen 27,9% aller Kinder, ein Plus von 4,0 Punkten.

Und wir überprüften die Ergebnisse sowohl an Bildungs- wie Einkommensschichten. Der Effekt blieb nicht nur bestehen, sondern verschärfte sich tendenziell sogar noch. So erreichte die Gruppe der sehr Religiösen mit einem Haushaltseinkommen über 3000 € fast die Bestandserhaltungsgrenze von 2,1 Kindern und damit nahezu die Hälfte mehr als die Gesamtpopulationen.



Interessanterweise waren unter den Befragten aus Haushalten mit über 3000 € Monatseinkommen „weniger“ Nichtreligiöse als in der Gesamtgruppe. Dies dürfte zum Teil auch an Ost-West-Unterschieden liegen, deutet aber doch darauf hin, dass Wohlstand keinen zwingenden Faktor gegen Religiosität darstellt.

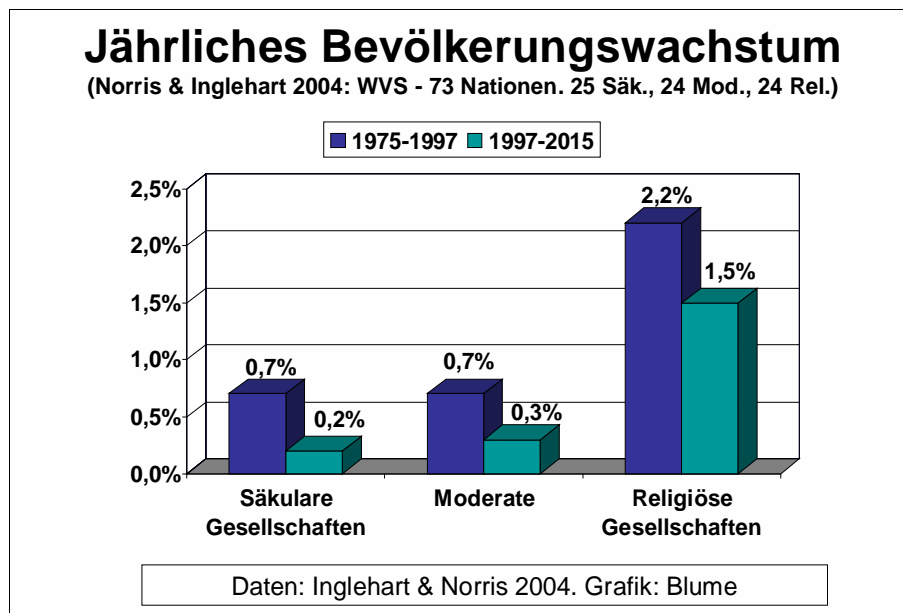
27,2% der oberen Einkommensschicht bezeichneten sich als nicht religiös. Auf diese entfielen 24,2% aller Kinder, ein Minus also von 3,0 Prozentpunkten. Dagegen verstanden sich wieder 23,9% der Besserverdienenden als sehr religiös und hatten 29,0% der Kinder, ein Plus von 5,1 Prozentpunkten. Der Gewinn-Verlust-Abstand zwischen Religiösen und Nichtreligiösen hatte sich von der Gesamtgruppe zu den Einkommensstarken also vergrößert: von 6,0 Punkten auf 8,1 Punkte. Dies entspricht der These, wonach verbindliche Religiosität reproduktiv sogar umso wichtiger wird, umso mehr Sicherheit und Optionen das Umfeld bietet.



Hier die Ergebnisse entlang der Gebetshäufigkeit, nach der die durchschnittliche Kinderzahl der gleichen Befragten nicht entlang einer Skalenselbsteinschätzung, sondern entlang der Erinnerung einer konkreten, religiösen Praxis dargestellt wird.

Befragte der genannten Altersgruppe, die angaben „nie“ zu beten, erreichten durchschnittlich 1,39 Kinder. Jene, die täglich beteten, erreichten mit 2,06 Kindern den Spitzenwert. Zunächst scheint der wellenförmige Anstieg die These ein wenig zu schwächen. Doch wenn wir es uns genauer anschauen, fallen die je höheren Werte an die Zeitrhythmen, die auch von Religionsgemeinschaften regelmäßig für Gebete vorgegeben werden: Jahresfeiertage, wöchentlich, täglich. Die je wieder etwas schwächeren Kinderzahlen entfallen auf die „ungefähren“ Angaben mehrmals pro Monat oder mehr als einmal pro Woche. Dies bekräftigt die Vermutung, dass Religiosität sich vor allem dann reproduktiv auswirkt, wenn sie verbindlich und systematisiert den Lebensvollzug begleitet.

Aber lassen Sie uns auch noch ausschließen, dass deutsche Sonderbedingungen die Ergebnisse bestimmen. Die US-Politikwissenschaftler Ronald Inglehart und Pippa Norris haben im Rahmen des World Value Survey („Weltwertebefragung“) für über 73 Nationen Befragungsergebnisse unter anderem mit Religionsbezug erhoben und diese mit der Bevölkerungsentwicklung laut UN-Daten korreliert.



Die Daten sind nicht nur eindeutig, sondern sogar noch durch Migrationseffekte abgeschwächt. Dass uns Abendländern Zuwanderer häufig so religiös vorkommen, hängt auch damit zusammen, dass weltweit fast nur noch religiöse Populationen junge Leute abzugeben haben. Armut ist natürlich ein Faktor, aber kein determinierender. So sind einige osteuropäische Gesellschaften wie Russland noch säkular geprägt und verzeichnen rapide Geburtenmängel. Andere, wie die USA oder Irland, erreichen dagegen trotz hohen Wohlstands vergleichsweise hohe Levels an Religiosität und Kinderzahlen.

Wir wollen aber immer noch nicht zufrieden sein. Befragungen geben zu selten Befragtenzahlen her, die groß genug wären, um beispielsweise repräsentativ auch kleinere Konfessionen untereinander verglichen werden könnten.

Die Schweizer Volkszählung, alle 10 Jahre und zuletzt 2000 mit über 7 Millionen Eidgenossen erhoben, erfüllt diesen Zweck und enthielt rühmlicherweise auch die Frage nach der Konfession, ohne dass, wie in Deutschland üblich, dabei nur Körperschaften des öffentlichen Rechts erhoben und der Rest (einschließlich des Islam) unter Sonstige und Konfessionslose addiert würde.

Schauen wir also, indem wir die altersbereinigten Geburtenzahlen aller Schweizerinnen entlang aller vom statistischen Amt unterschiedenen, religiösen Kategorien vergleichen, ob wir den reproduktiven Vorteil religiöser Vergemeinschaftung auch beim zeitgenössischen Homo helveticus beobachten können.

Religiöse Zugehörigkeit	Lebendgeburten pro Frau (Rang)	Reproduktiver Vorteil zu „keine Zugehörigkeit“
Hinduistische Vereinigungen*(Hin)	2,79 (1)	+151,4%
Islamische Glaubensgemeinschaft* (Isl)	2,44 (2)	+119,8%
Jüdische Glaubensgemeinschaft (Jüd)	2,06 (3)	+85,6%
Übrige protestantische Kirche (ÜpK)	2,04 (4)	+83,8%
Neupietistisch-evangelikale Gem. (Npt)	2,02 (5)	+82,0%
Pfingstgemeinden (Pfg)	1,96 (6)	+76,6%
Evang.-methodistische Kirche (EmK)	1,90 (7)	+71,2%
Andere christl. Gemeinschaften (Acg)	1,82 (8)	+ 64,0%
Christlich-orthodoxe Kirchen* (CoK)	1,62 (9)	+45,9%
Übrige Kirchen und Rel.gem.* (ÜKR)	1,44 (10)	+29,7%
<b>Schweiz Gesamt (ScG)</b>	<b>1,43</b>	<b>+28,8%</b>
Buddhistische Vereinigungen* (Bud)	1,42 (11)	+27,9%
Römisch-Katholische Kirche (RkK)	1,41 (12)	+27,0%
Neuapostolische Kirche (NaK)	1,39 (13)	+25,2%
Evangelisch-Reformierte Kirche (ErK)	1,35 (14)	+21,6%
Zeugen Jehovas (ZeJ)	1,24 (15)	+11,7%
Christkatholische Kirche (CkK)	1,21 (16)	+ 9,0%
<b>Keine Zugehörigkeit (KeZ)</b>	<b>1,11 (17)</b>	-

Lassen Sie mich das Ergebnis als eindeutig bezeichnen. „Alle“ religiösen Kategorien verzeichnen durchschnittlich deutlich mehr Kinder als die Gruppe der Konfessionslosen mit durchschnittlich nur noch 1,11 Lebendgeburten pro Frau. Und dies ist altersbereingt - unter den Frauen zwischen 35 und 45 Jahren sind es sogar nur noch 1,04. Die Jüdische Glaubensgemeinschaft, die wie auch die „Anderen christlichen Gemeinschaften“ einen höheren Anteil an Akademikern und leitenden Berufen als die Konfessionslosen verzeichnet, hat fast doppelt so viele Kinder. Um 2,0 Kinder bekommen auch Neupietisten und Pfingstkirchen, die Schwerpunkte in und um Ballungsräume haben und niedrigere Zuwandereranteile und auch weniger ältere Menschen umfassen als die Konfessionslosen.

Beachten Sie bitte auch, dass neben den Großkirchen und buddhistischen Vereinigungen die aus dem katholischen Bürgertum hervorgegangenen und städtischen Christkatholiken (in Deutschland: Altkatholiken) und die zentralistisch organisierten Zeugen Jehovas und Neuapostolischen je deutlich unter dem Schweizer Durchschnitt, aber immer noch signifikant über den Konfessionslosen abschneiden.

Absolutes oder doch relatives Wachstum geht dagegen von zwei durch Zuwanderer geprägten Religionen (Hinduismus, Islam), vom an das Stadtleben erfolgreich adaptierte Judentum und von einer Reihe freikirchlicher Gemeinschaften aus, die religiöse Entschiedenheit mit bewussten Traditionsbrüchen verbinden.

Und wir können die Überprüfung unserer These sogar noch an einer weiteren, unabhängigen Stelle ansetzen. Bisher hatten wir die Kinderzahl als Maßzahl des konkreten Entscheidungsspiels in den Blick genommen.

Wir haben aber gesehen, dass menschliche Reproduktion auch maßgeblich von Kooperationserfolgen bestimmt wird und dass es stärker die Frauen sind, die ein biologisches Interesse an einem geeigneten Partner haben müssten.

Stellen wir an die Schweizer Daten also doch auch noch – die Gretchenfrage.



Im Deutschen hat sich die „Gretchenfrage“ aus Goethes Faust zum geflügelten Wort für eine entscheidende Frage, der schwer auszuweichen ist, entwickelt. Sie bildet das Kernstück an dem Punkt, an dem sich der Strang der Faustschen Erzählung mit der Gretchentragödie verknüpft. Während Goethe bei Faust aus einem Fundus von Legenden um einen Doktor der Universität Heidelberg schöpfen konnte, hatte er seine Margarete noch selbst erlebt.

Susanna Margareta Brandt hieß die junge Vollwaise, die in einem Frankfurter Gasthaus arbeitete und von einem Durchreisenden verführt wurde, der seine Liebeschwüre brach und sie zurückließ. In ihrer Verzweiflung tötete sie das Neugeborene. Was unter Wildbeutervölkern bis in die Neuzeit als Mittel der Geburtenkontrolle akzeptiert war und ist, führte in der staatlich und religiös hierarchisierten Welt des 18. Jahrhunderts zum Tod. Der junge Anwalt Goethe erlebte erschüttert ihre Verurteilung mit und flocht seine Eindrücke in den Faust.

Mit der Gretchenfrage testet Margarete Faust, als dieser zum Beischlaf drängt. Und sie fragt – nach Religion. Und Faust scheint sofort zu verstehen, dass die Frage eigentlich auf seine Bindungstreue zählt – er verspricht „Leib und Blut“.

[Faust I. Marthens Garten]

MARGARETE:

Versprich mir, Heinrich!

FAUST:

Was ich kann!

MARGARETE:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?

Du bist ein herzlich guter Mann,

Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

FAUST:

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;

Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,

Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

MARGARETE:

Das ist nicht recht, man muß dran glauben.

Und damit kein Zweifel bleibt, spottet später auch noch Goethes Teufel.

MEPHISTOPHELES:

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,

Herr Doktor wurden da katechisiert;

Hoff, es soll Ihnen wohl bekommen.

Die Mädels sind doch sehr interessiert,

Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.

Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.

Indem sich Gretchen mit der faustischen Mischung aus Konfessionslosigkeit, Agnostizismus und Pantheismus zufrieden gibt, stürzt sie zunächst ihre Familie ins Unglück, tötet dann verzweifelt das uneheliche Kind und wird am Ende hingerichtet. Im reproduktiven Kooperationsspiel hat sie den maximalen Verlust erlitten.

Aber lassen Sie uns auch daran erinnern, welchen Wert Darwins Frau Emma auf Religiosität legte. Keynes zitiert, dass sie einen nichtreligiösen Mann nicht geheiratet hätte und unter dem späteren Agnostizismus ihres Gemahls in dessen letzten Jahren litt.

Wenn sich Religiosität wie von Goethe und auch unserer These vermutet in menschlichen Reproduktionsspiele auswirkt, dann müssten

1. Frauen insgesamt häufiger religiös orientiert sein als Männer
2. Mitglieder religiöser Gemeinschaften ein beobachtbar abweichendes Familienverhalten gegenüber Konfessionslosen aufweisen

Beide Hypothesen können wir an den Daten der Schweizer Volkszählung 2000 empirisch überprüfen.

Im Folgenden sind alle religiösen Kategorien in der Reihenfolge ihres Frauenanteils gelistet, deren Mitglieder mehrheitlich in der Schweiz geboren wurden.



## Gretchens Klugheit

	Anteil Frauen (Rang)	Anteil Ehen an Paarbeziehungen	Anteil Paare mit Kind(ern)	Anteil Einpersonenhaushalte	Anteil endogame Ehen	Anteil Alleinerziehende
ZeJ	57,4% (1)	99,3% (1)	53,3% (4)	10,8% (3)	71,3% (2)	5,2% (6)
EmK	56,4% (2)	97,1% (5)	49,8% (8)	13,4% (5)	62,1% (5)	3,0% (1)
AcG	54,9% (3)	93,9% (6)	51,2% (6)	15,2% (7)	31,2% (11)	6,8% (7)
Pfg	54,6% (4)	98,5% (3)	63,8% (2)	10,4% (2)	69,9% (3)	5,1% (5)
ÜpK	54,6% (5)	97,8% (4)	59,4% (3)	11,4% (4)	66,4% (4)	4,2% (4)
NaK	54,1% (6)	91,1% (8)	44,6% (9)	15,6% (8)	55,4% (7)	5,9% (10)
CkK	53,9% (7)	89,4% (10)	41,7% (11)	17,6% (11)	28,7% (12)	5,6% (9)
Npt	53,5% (8)	98,9% (2)	65,6% (1)	9,2% (1)	76,1% (1)	3,4% (2)
ErK	52,7% (9)	88,2% (11)	44,0% (10)	16,7% (10)	53,3% (9)	5,4% (7)
RkK	51,6% (10)	89,8% (9)	51,4% (5)	14,2% (6)	60,6% (6)	5,5% (8)
Jüd	51,0% (11)	93,9% (7)	51,0% (7)	16,2% (9)	54,0% (8)	6,3% (11)
ScG	51,0%	89,0%	48,5%	15,4%	53,6%	5,8%
KeZ	45,9% (12)	81,5% (12)	40,0% (12)	20,7% (12)	48,5% (10)	7,8% (12)
Korr.	-	<b>0,696</b>	<b>0,622</b>	<b>0,434</b>	<b>0,629</b>	<b>0,378</b>

Wir können sehen, dass *alle* religiösen Kategorien mehr weibliche als männliche Mitglieder haben. Das gilt auch für Gemeinschaften ohne Kirchensteuer wie die Zeugen Jehovas und Gemeinschaften mit einem jüngeren Altersaufbau als die Konfessionslosen wie die Pfingstgemeinden. Die einzige Kategorie, in der Männer eine deutliche Mehrheit stellen, stellen die Befragten ohne konfessionelle Zugehörigkeit. Die erste Hypothese wird damit kraftvoll bestätigt.

Ebenso die zweite: In der Gruppe der Konfessionslosen finden sich die *meisten* Paarhaushalte ohne verbindlichen Trauschein, der *niedrigste* Anteil an Paaren mit Kindern, der *höchste* Anteil an Singlehaushalten und trotz der je *niedrigsten* Frauen- und Kinderquoten der *höchste* Anteil an Alleinerziehenden. Und auch innerhalb der religiösen Kategorien wissen die Frauen offensichtlich klug auszuwählen: korreliert man den Frauenanteil zum (hohen) Anteil an Ehen in Paarbeziehungen so besteht eine sehr starke Spearman-Rangkorrelation von 0,696. Die Korrelation zum (hohen) Anteil an Paaren mit Kindern beträgt 0,622, zum (niedrigen) Anteil an Singles 0,434 und zum (niedrigen) Anteil an Alleinerziehenden immer noch 0,378.

Wenn also auch junge, gebildete Frauen und Männer plötzlich ihre säkulare Umgebung verunsichern, indem sie sich beispielsweise entschieden und patriarchal wirkenden Kirchen oder islamischen Gemeinschaften zuwenden, dann kann durchaus biologische Rationalität dahinter stecken. In diesen Gemeinschaften dominieren oft Männer die öffentlichen Bühnen, auf denen sie über Erfahrungen ihr religiöses Engagement vertiefen und damit unbewusst auch als Signal von Entschiedenheit und Partnertauglichkeit unter Beweis stellen und einander kontrollieren können.

Frauen erhalten innerhalb dieser Gemeinschaften meist weniger Entfaltungschancen außer der Familie und ehrenamtlichen Gemeindearbeit, aber dafür bessere Chancen der „Damenwahl“ unter Männern, die im Durchschnitt sozial- und familienorientierter sind. Spieltheoretisch macht es auch für sie sogar Sinn, denkbaren Konkurrentinnen um potentielle oder bereits gebundene Männer wenig Raum zur Entfaltung zu geben, weswegen feministische Hoffnungen auf weibliche Reformallianzen immer wieder auch an Zielkonflikten gescheitert sind.

So sind sowohl in konservativen jüdischen wie islamischen Gemeinden Frauen von der Teilnahme am wöchentlichen Gemeindegottesdienst freigestellt. Gleichzeitig werden aber ihre Rollen in der Familie religiös aufgewertet, indem etwa die jüdische Mamma als spirituelles Herz der Familie gilt und die Sabbatkerzen entzündet oder indem der islamische Volksmund als Ausspruch des Propheten zitiert: „Das Paradies liegt unter den Fersen der Mütter.“

Und all diese Beobachtungen besagen natürlich nicht, dass konfessionslose Menschen an sich etwa weniger moralisch wären als religiöse. Religiös nicht vergemeinschaftete Personen greifen nur nicht, aus welchen individuellen Gründen auch immer, auf die biokulturelle Fähigkeit zurück, die es Menschen ermöglicht, sozial konstruierte, aber transzendent erfahrene Verhaltensmotivationen aufzunehmen. Damit aber steigt ihr relatives Risiko, weniger oder keine Nachkommen zu hinterlassen als ihre religiös vergemeinschafteten Zeitgenossen.

Insofern wäre es auch verkürzt zu sagen, dass sich religiöse Veranlagungen in der Evolution des Menschen entwickelt *haben*. Mindestens unter freiheitlichen Bedingungen entfalten sie sich weiterhin, neben mangelnder, religiöser Musikalität auch allzu starre Traditionalismen überflügelnd.

## These in der Zusammenfassung

- a) ***„Religion“ sei beschrieben (nicht definiert!) als die biologisch veranlagte und ggf. biografisch ausgeprägte Fähigkeit, sozial konstruierte und transzendent begründete Verhaltensmotivationen aufzunehmen. Statistisch häufiger erreichen Menschen damit höhere Kinderzahlen und stabilere Kooperationsverhältnisse in Ehe und Religionsgemeinschaft.***
- b) ***Verschiedene Religionsgemeinschaften stehen dabei in einem fortdauernden Wettbewerb miteinander, sich in wandelnden Umwelten zu behaupten. Gemeinschaften, deren Wegweisung in Unverbindlichkeit, Traditionalismus o.ä. fehlerhaft, geraten demografisch wie auch missionarisch unter Druck von erfolgreicheren Konkurrenten.***
- c) ***Rechtsstaatlichkeit und die Gewährung der Menschenrechte einschließlich der (positiven und negativen) Religionsfreiheit führen daher längerfristig zu „religiösen Märkten“, in denen sich lebensnahe und lebensdienliche Gemeinschaften entfalten können.***

Religionswissenschaft kann Religion beschreiben, aber nicht definieren. Doch hinter religiöser Vielfalt und Wettbewerb können wir zunehmend empirisch nachweisbaren „biologischen Nutzen“ ausmachen.

Das sagt nichts über religiöse Wahrheit aus, kann aber vielleicht den gegenseitigen Respekt zwischen Religionen und Wissenschaft vertiefen. Religiöse Veranlagung hat sich in der Evolutionsgeschichte des menschlichen Gehirns entwickelt, offensichtlich auch weil sie mit positiven Effekten und reproduktiven Vorteilen verbunden war.

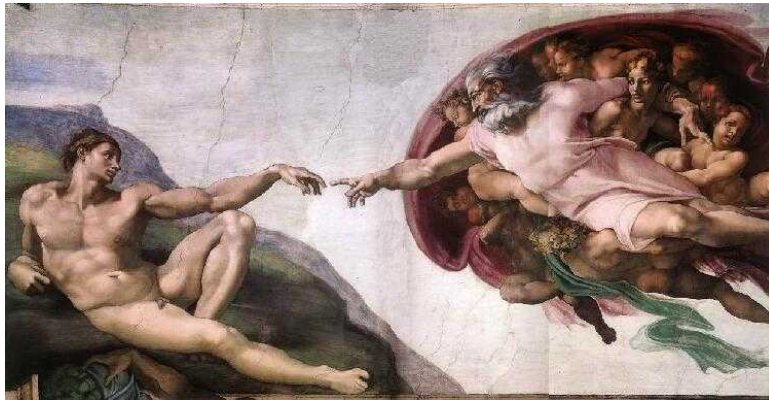
Ich bin darüber hinaus erfreut, dass die Befunde Konzepte von Religionsfreiheit, die Gleichberechtigung von Mann und Frau und generell einer freiheitlichen Ordnung

unterstützen. Wallace hatte Recht: es ist weder nötig noch ethisch richtig, in die Lebens- oder Eheführung anderer Menschen oder sogar in ihre Reproduktion staatlich einzugreifen. Wir können und sollen Kinder fördern, aber wir haben kein Recht, anderen Menschen zu verbieten, Kinder zu bekommen.

Natürlich stellen die Befunde keinen Wahrheitsbeweis für oder gegen einzelne Religionen dar. Aber sie laden doch dazu ein, ein Stück Respekt vor dem gesammelten „Lebenswissen“ der Weltreligionen aufzugreifen. Wir könnten jetzt über Koran und Gita sprechen, die zu diesem Thema jeweils ebenfalls viel zu sagen haben. Ich möchte jedoch diesen Vortrag mit dem Ausblick auf drei biblische Stellen beschließen.

## **Menschliche Reproduktion (Biblich)**

**„Seid fruchtbar und mehret Euch...“  
(Gen 1,28)**



Die ersten Worte des biblischen Gottes an den Menschen enthalten interessanterweise den Befehl zur Reproduktion, zur Fruchtbarkeit. Tatsächlich spricht er dies zweimal aus: einmal zu den Tieren insgesamt und ein zweites Mal direkt nach dessen Schöpfung speziell zu den Menschen.

Im Judentum gilt dies bis heute als erstes aller 613 biblischen Gebote. Es wird später in der Noah-Erzählung noch einmal in der doppelten Ausführung an Tiere und speziell Menschen wiederholt. Der Noah-Bund mit dem Zeichen des Regensbogens gilt dabei nach jüdischer Überlieferung ausdrücklich der gesamten Schöpfung und vor allem allen Menschen.

## Menschliche Reproduktion (Biblisch)

Tamar, Onan, Judah  
(Gen 38)



Eine Bibelstelle, die bei vielen Theologen und Religionslehrern manchmal eher unbeliebt ist, ist Genesis 38. Hier heiratet eine Ausländerin, Tamar, in die Familie des Judah einheiratet. Ihr erster Mann, Er, wird aus nicht näher genannten Gründen von Gott gerichtet und Er's Bruder Onan, der zweite Sohn, übernimmt die Ehe.

Liest man diese Geschichte mit Leviratsehe in einer patriarchalen Gesellschaft und einer Heldin, die sich als Tempeldirne verkleidet, um von Judah ihr Recht einzufordern, dann ist sie für heutige Moralvorstellungen tatsächlich zunächst schwer zugänglich.

Wenn wir es allerdings lesen als eine biblische Form der Gretchenerzählung, dann wird es plötzlich sehr interessant. Hier heiratet eine Frau in eine Religionsgemeinschaft ein und Gott stellt sich massiv auf ihre Seite, auch dafür sorgend, dass ihre Rechte eingelöst werden.

Ebenfalls interessant ist das Verhalten von Onan. Durch die Leviratsehe erhält er sexuellen Zugang zu Tamar und ein Biologe dürfte jetzt doch annehmen, dass er diese reproduktive Chance erfreut nutzt. Aber Onan hat kein biologisches Wissen, er weiß nicht, dass das Kind genetisch ihm gehören würde, sondern sieht in ihm eine unliebsame Pflicht gegenüber seinem Bruder. Aber er weiß schon sehr genau, und das in einer sehr alten Schicht der Bibel, wie er den Akt vollziehen und doch eine Empfängnis verhüten kann: den Coitus interruptus.

Durch diese ganze Geschichte steht Gott auf der Seite der Frau und lehrt Judah das Einhalten der Eheregeln. Jüdische Gelehrte messen dieser Erzählung sehr hohe Bedeutung bei, Tamar gilt als direkte Ahnin auch des Königs David (der eine Tochter nach ihr benennt) und in Jesu Ahnenreihen der Evangelien wird Tamar als eine von nur sehr wenigen Frauen namentlich genannt.

In Vorträgen vor Biologen empfehle ich immer wieder besonders diese Bibelstelle einmal durchzuarbeiten, um die Besonderheit und Vielfalt menschlichen Reproduktionsverhaltens im Vergleich zur Tierwelt in den Blick zu nehmen.

## **Menschliche Reproduktion (Biblich)**

### **Pharao & die Demografie der Unterdrückten (Buch Exodus)**



Und natürlich die erste Konflikterzählung zwischen Gruppen in der Bibel: ein Pharao, der eine religiöse Minderheit in seinem Reich hat und deren Kinderreichtum fürchtet. Er beginnt daraufhin einen Kurs der Diskriminierung, macht aber die paradoxe Erfahrung: umso mehr er die Rechte, die Sicherheit und den Wohlstand der Gruppe beschneidet, umso größer wird deren Zusammenhalt und Kinderzahl.

Es ist dies eine Beobachtung, die auch die moderne Demografie und Politikwissenschaft immer wieder macht: so verzeichnet Afrika hohe Geburtenraten, im Gaza-Streifen beobachten wir seit Jahrzehnten weltweite Höchststände und ebenso beispielsweise eine demografische Differenz zwischen der Türkei insgesamt und der kurdischen Minderheit dort.

Dort, wo Menschen von wirtschaftlichen Aufstieg, Bildung und Freiheitsrechten abgeschnitten sind, wo ihr „biografisches Universum“ beschränkt wird, haben wir auseinanderklaffende Geburtenzahlen. Dort, wo es der Bevölkerung gut geht, haben wir gleichmäßigere, teilweise sogar schrumpfende Bevölkerungsentwicklungen.

Wenn die Bibel daher gerade vor dem Hintergrund der Ägyptenerzählung empfiehlt:

„Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen.“ (Exodus 22,20)

- dann ist das kein rein emotionaler Appell, sondern gute Politikberatung. Ein tragisches Beispiel ist das Kosovo, das bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts noch gleichmäßiger zwischen Serben und Albanern bewohnt war. Die über Jahrzehnte forcierte Diskriminierung der Albaner aber kippte die demografischen Verhältnisse.

Eine ausgewogene Bevölkerungsentwicklung zwischen Menschen erreichen die je Herrschenden nur, wenn sie auf Diskriminierung von Minderheiten verzichten. Und ich finde es außerordentlich faszinierend, dass schon die Bibel diese komplexen demografischen Zusammenhänge beschreibt und über sie auch normativ wegweisend nachdenkt.

## Nutzen und Selbstlosigkeit



Zum Schluss möchte ich aber noch auf einen meines Erachtens sehr wichtigen Aspekt zu sprechen kommen: wenn ich mich im Laufe dieses Vortrages empirisch auf den Zusammenhang von Religion und Reproduktion beschränkt und konzentriert habe, so wäre es selbstverständlich völlig falsch, Religiosität und den (biologischen) Nutzen aus Religiosität nur in der direkten Fortpflanzung zu sehen.

Wir kennen sehr viele Religionsgemeinschaften, in denen Einzelne sich selbst und unter Umständen auch die Belange der eigenen Familie zurückstellen, manchmal auch auf Ehe und Kinder verzichten, um anderen zu dienen. Auch dies ist ein „Ja zum Leben“ - zum Leben der anderen. Und oft werden diese Menschen als „religiöse Virtuosen“ sogar als besondere Vorbilder angesehen und mit besonderen Aufgaben in der Gemeinschaft betraut. Sie schließen Ehren, predigen, lehren, unterrichten, heilen, kümmern sich um die Pflege von Kranken und die Speisung von Armen, schlichten Streit und stiften Frieden. Betrachtet man die gesamte Situation aus der Perspektive einer Gemeinschaft, so kann das Engagement *eines* solchen „religiösen Virtuosen“ dem Leben und Überleben sowie dem Gelingen von Ehe und auch kinderreichen Familien vieler Menschen der Gemeinschaft zugute kommen.

Dass also Menschen auch intuitiv fasziniert sind beispielsweise von der Geschichte von Jesus Christus, möchte ich daher auch aus wissenschaftlicher Perspektive nicht als irrational betrachten - es gibt sehr viele gute Gründe dafür. Ein religionskritischer Betrachter kann diese Entwicklung durchaus als Produkt des Zufalls begreifen, aber ich finde es interessant, dass nun auch im Rahmen wissenschaftlicher Debatten Kernbereiche des Religiösen, die früher bisweilen belächelt wurden, neu entdeckt und diskutiert werden: Altruismus, Selbstlosigkeit, die Bereitschaft, sich in den Dienst nehmen zu lassen für die eigenen Kinder, für Menschen inner- und dann auch außerhalb der Gruppe und schließlich für die belebte Welt als Ganzes.

Und lassen Sie mich zuletzt noch einmal auf die besondere Rolle der Frauen hinweisen: sie bleiben bei Christus am Kreuz und stellen auch nach Berichten des Neuen Testaments einen prägenden Anteil der frühen, christlichen Anhängerschaft. Auch die islamische Überlieferung berichtet, dass die Frau des Propheten als erste die Bedeutung seiner Botschaft erfasste, ihm Glauben schenkte und ihn auch religiös unterstützte. Im Hinduismus werden Anziehung, Tanz und Spiel zwischen der göttlichen Inkarnation Gottes (Krishna) und den Hirtenmädchen zum Sinnbild für göttliche Liebe und den Zweck des Universums überhaupt.

Wenn also auch Frauen im Rahmen der öffentlichen Rollen von Religion oft keine gleichberechtigte Rolle spielen, so haben sie für die Formation und Entwicklung von Religionsgemeinschaften doch entscheidende und bleibende Bedeutung.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und hoffe, es war der eine oder andere interessante Gedanke für Sie dabei.